

Alec A. Schaerer
Tel. (P) 061 - 361 78 55
E-mail sascha@magnet.ch

Basel, 28. Dezember 2002

Zum Thema "Stoff und Kraft"

Da es einerseits am diesjährigen Januar-Treffen um die Klärung dieser Grundbegriffe geht, ich aber nicht sicher teilnehmen kann, mir andererseits aber schon lange Gedanken gemacht hatte zu diesem Thema, wollte ich sie hier als Skizze verfügbar machen, die in rb6 ergänzend.

Erinnerung an einen Denkansatz

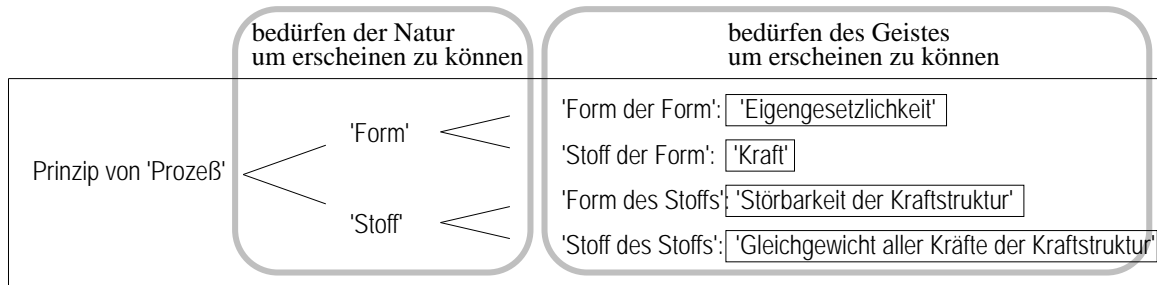
In der naturwissenschaftlichen Sektion und im rb6 stellte ich kurz einen Denkansatz vor. Die Anregung dazu kommt von Aristoteles, der die Frage "Was ist Veränderung?" (*kinesis, metabolé*) zu Ende dachte und zum Schluß kam, jede Veränderung sei genau dann begriffen, wenn das Verändernde begrifflich erfaßt wird sowie das, was sich verändern läßt ('Form'- und 'Stoff'-Aspekt der Sache, *eidos und hylé*; *Phys* I, 6-7 und *Met* XII, 1-2). Diesem Prinzip des Zu-Ende-Fragens suche ich *als solchem* auf den Grund zu gehen. Als *Beispiel* für das Erfahren von und den Umgang mit Inhalten dienen mir oft die aristotelischen Begriffe ('Form' / 'Stoff').

Diese Begriffsbildung läßt aber noch vieles offen, was uns Heutige brennend interessiert. Es kann damit nicht klar werden, was die Struktur *des Wirkenden selbst* ist ('Form'-Aspekt) wie auch die *des Sich-Verändern-Lassenden* als solches ('Stoff'-Aspekt). Aristoteles selber hielt noch an einem Primat der 'Form' über den 'Stoff' fest; spätere Forschungen haben gezeigt, daß diese beiden (konjugierten) Begriffe nur dann konsistent sein können, wenn sie eine reine Symmetrie bzw. Polarität bilden¹. Jedoch bietet die Art, wie Aristoteles die Begriffe entwickelt hat, eine gute Handhabe, um sie weiter zu entfalten. Denn wenn man *erfahren* hat, daß sich der reine Begriffs-Inhalt von 'Veränderung' *durch den Gestus des reinen Zu-Ende-Fragens* in die Polarität von 'Form' und 'Stoff' ausfaltet, wo sich der Inhalt bzw. die Eigengesetzlichkeit der Sache erfüllt im Begriffenwerden, dann kann man im selben Gestus auch die Frage wagen, was der Inhalt bzw. die Eigengesetzlichkeit z.B. des letztlich noch unklaren 'Form'-Aspekts sei.

Wissen wollen, was die Eigengesetzlichkeit des 'Form'-Aspekts ist, ist aber vom Prinzip her gleich wie wissen wollen, was die Eigengesetzlichkeit von Veränderung ist: es geht um das

¹ siehe etwa M.-T. Liske [1985] *Aristoteles und der aristotelische Essentialismus*; Freiburg / Munich: Alber; M.-L. Gill / J.G. Lennox [1993] *Self-Motion from Aristotle to Newton*; Princeton: Princeton University Press; Chr. Rapp [1995] *Identität, Persistenz und Substantialität. Untersuchung zum Verhältnis von sortalen Termen und Aristotelischer Substanz*; Freiburg / Munich: Alber; A. Mele [1997] *The Philosophy of Action*; Oxford University Press.

Entfalten des zur Intelligibilität erforderlichen Begriffsraums eines Inhalts aus diesem Inhalt selbst. Insofern läßt sich, da es ja immer noch um Veränderung geht, rein inhaltlich der ‘Form’-Aspekt und der ‘Stoff’-Aspekt auf den verändernden ‘Form’-Aspekt anwenden. Wir können also fragen: *Was ist (a) der ‘Form’-Aspekt der ‘Form’, und was ist (b) sein ‘Stoff’-Aspekt?* In einem zweiten Schritt kann die ‘Stoff’-Seite in derselben Weise untersucht werden.



Diese gedanklichen Bewegungen zu Ende führend, ergibt sich eine tetradische kategoriale Struktur: *(Natur)-‘Gesetz’* (im Sinne der prozessualen Eigengesetzlichkeit der Sache), *‘Kraft’*, *‘Störbarkeit des Gleichgewichtszustands’* sowie *‘Fundamentalgleichgewicht’*. Diese Vierheit ist auf alles Erscheinende anwendbar, weil alles prozessual ist (Partikel, Moleküle, Pflanzen, Tiere, menschliche Individuen und Gemeinschaften, aber auch ideelle Strukturen: Metaphern, Propositionen, mathematische Gleichungen etc.). Die Kategorien sind nie dinglich aufzufassen, sondern als rein ideelle Mittel mit dem Zweck, ein Begreifen (Intelligibilität) zu ermöglichen. Diese Methode zur Gewinnung von sicheren und universellen Begriffen bzw. Kategorien, mit der Aristoteles ansetzt, läßt sich jedoch noch weiter entwickeln.

Im rb6 erwähnte ich, die aristotelische Fragestellung sei nur *eine der vielen*, auf die sich das Prinzip der Selbstbezüglichkeit anwenden läßt: überall dort, wo eine Fragestellung ihren Inhalt wirklich erschöpft, wird begrifflich eine Grundpolarität eröffnet, deren Pole — wegen ihrer begrifflichen Reinheit — sich zu einer selbstbezüglichen Weiterentfaltung eignen. Aus einer derartigen doppelten Polarisierung folgt *immer* eine Vierheit von konjugierten Kategorien, d.h. die inhaltlich in einem inneren Gleichgewicht stehen und nur als Vierheit anwendbar sind (so wie schon ‘Form’ und ‘Stoff’ nur gemeinsam anzuwenden sind). Dieses Prinzip der *begrifflich in sich ausgewogenen* Kategorien-Struktur ist *philosophisch bzw. wissenschaftstheoretisch* der wichtige Kern der Sache. Bestehen kann es nur aus dem *Gestus des erschöpfenden Fragens*. Der Frage-Vektor ist *unmittelbar* wirksam; Urteile i.e.S. sind durch die Objektwahl *vermittelt*.

Für die *Wissenschaften* finde ich den folgenden Aspekt besonders bedenkenswert; er zielt darauf ab, daß man zuerst klarstellen sollte (a) um was es eigentlich geht, und (b) was man eigentlich will. Denn diese beiden verlaufen kategorial nicht im Selben. Zu (a): das Problem ist letztlich immer, und zwar in jeder beliebigen Wissenschaft, *wie Ordnung verstanden wird*. Damit ist nicht nur die Art von Gesetzen gemeint, wie sie etwa die Naturwissenschaften zu finden versuchen anhand des Erscheinenden, sondern bereits jene Ebene von Ordnung, die zur Folge hat, daß z.B. überhaupt etwas *erscheint*, seine Weile *da* ist, *vergeht*, und sich *erneuert* (die ‘vier Jahreszeiten’ der Existenz), oder *erkennbar* ist zwischen äußerlichen und innerlichen

Bedingungen (Wahrnehmung / Begriff). Zu (b): will man in diesem Gesamtzusammenhang nun eigentlich wirklich *erkennen* (begreifen) oder bloß *manipulieren* (experimentell funktionieren)?

Zwischenbetrachtung: um was geht es eigentlich?

Als nützlich dürfte sich eine Unterscheidung zwischen der *Sprache der Intelligibilität* und der *Sprache der Manipulabilität* erweisen. Die erstere besteht aus *reinen Ordnungen* (Gesetze, reine Strukturen, echte Prinzipien): in der Tat ist etwas jeweils dann verstanden, wenn dessen Eigenordnung ideell völlig durchdrungen ist. Die Sprache der Manipulabilität besteht aus *Namen und Prädikaten* (den ‘Griffen’, mit denen sich die Sache festhalten läßt in persönlichen Vorstellungen). Auf Anhieb scheint die Sprache der Manipulabilität den Aspekt der Intelligibilität ebenfalls zu enthalten oder wenigstens anzubieten. Erst wenn das Netz aller Vorstellungen bis zur letzten Konsequenz durchgedacht wird, zeigt sich, daß es *nicht ganz alles* erfaßt, daß etwas damit schief läuft — aber solange gedanklich in der Sprache der Manipulabilität verblieben wird, kann nicht erkannt werden, *was* genau schief läuft. Die beiden Seiten *ergänzen* sich: die empirische Seite bietet Anschauungsmaterial, aber die rationale Seite die Kriterien für seine letztliche Einordnung. Wer in der Sprache der Manipulabilität verbleiben will (wie die Philosophie nach der ‘Sprachwende’), muß zum Glauben gelangen, die implizierten Grenzen seien absolut. Es ist aufschlußreich, etwa Russells Kritik an Frege, die Ergebnisse von Paul Finsler und Kurt Gödel in Bezug auf letztliche Entscheidbarkeit, oder Merleau-Pontys “*écart*”, Derridas “*différance*”, Lyotards “*différend*”, usw., in diesem Lichte zu betrachten. Zu beachten ist in diesem Kreise, daß das Begreifen auch mittels Anthroposophie in Grenzen verbleibt, solange das Denken diskursiv bleibt und sich nicht in konkreter Wirklichkeitserforschung zu Imagination, Inspiration und Intuition erhebt. Darüber reden ist noch nicht es erfüllen.

In der universitären Debatte werden Anliegen wie Ganzheitserfassung oder Gewißheit fast einstimmig für Illusionen gehalten, weil sie propositional nie erreichbar sind. Mit Wittgenstein gibt es Gewißheit nur als Fundamentalüberzeugung, die im sozialen Kontext zustandekommt. Das Problem ist aber, daß diese Haltung Teil des Problems ist, nicht Teil der Lösung. Denn solche ‘Kritiken’ sind zugleich Aussagen darüber, wie der Zugang zur Ganzheit und Gewißheit angeblich verfaßt sei; sie behaupten also ein allumfassendes und sicheres Wissen, was zugleich geleugnet wird. Sie verabsolutieren ihre Teilperspektive — in manchen Sprachen der Wissenschaft ziemlich explizit (z.B. neurosciences) — wo nur aus der Sprache der Manipulabilität geschöpft und gemeint wird, damit die Sprache der Intelligibilität erschöpfen zu können.

Ein materielles Teilproblem ist, daß das Alltagsleben uns davon abhält, den allerletzten Konsequenzen von Grundannahmen nachzugehen. Es drängt uns dazu, andauernd viele Frageperspektiven zu vermischen, statt sie begrifflich klar zu unterscheiden und ihnen inhaltlich kompromißlos nachzugehen. Damit verlieren wir die Möglichkeit, Klarheit in Bezug auf den Gesamtzusammenhang zu finden, d.h. das Gesetz, das den Zusammenhang zwischen formaler Frageperspektive und inhaltlich nötigem Begriffsraum ganz allgemein regelt. Die Einzeltheorien in Wissenschaft und Philosophie, die für pragmatische Zwecke durchaus dienlich sind, können

dann überhand nehmen; aber keine Aufsummierung ihrer Ergebnisse kann jemals die Lücke schließen, weil damit die übergeordneten Gesetze nicht ins Bewußtsein treten können. Diese zu vernachlässigen führt in jene Zwänge oder gar Katastrophen, die täglich in den Zeitungen stehen. Besser als sich durch Zwänge leiten zu lassen wäre es, Einsicht in den übergeordneten Zusammenhang zu erarbeiten. Die Wahl steht uns frei, aber die Einsichtsmöglichkeit wurde zu einem theoretischen Problem. Wo die Folgen von experimentell-wissenschaftlichen Aktivitäten nicht absolut zuverlässig wissbar sind, können auch sie gefährliche Handlungsformen sein. Wer hätte zu Entdeckerzeiten gedacht, daß z.B. Elektrizität dereinst als Elektrosmog ein Problem werden würde?

Das theoretische Potenzial des Denkansatzes

Jede ganz zu Ende gedachte Fragestellung führt also zu einer grundbegrifflichen Polarität, die sich ihrerseits mittels inhaltlicher Selbstbezüglichkeit inhaltlich erschöpfen läßt, bis sich am Ende die entsprechende kategoriale Vierheit ergibt. Aus den oben skizzierten Erwägungen kann mit naturgesetzlicher Sicherheit gewußt werden, daß das vollständige Ausloten einer Polarität zwei neue inhaltliche Polarisierungen erzeugt, womit also eine doppelte Polarisierung zu einer Tetrade von präzise konjugierten Kategorien führt. Für ein vollständiges Erfassen der gewählten Perspektivität müssen die entwickelten Begriffe selbst vollständig die Qualität der befragten Perspektive haben — beispielsweise müssen für ein wirkliches Erfassen der *Materie-Dynamik* (inklusive alles Lebendige) die Grundbegriffe *selber* völlig dynamisch sein; dies kann selbst die raffinierteste formal-logische Anwendung von objekt-fixierten Begriffen auf noch so kleine ‘Teilchen’ nicht adäquat leisten. Das ist der tiefere Sinn dieser Verdoppelung der Polarisierung. Aber mehr als die Doppelung ist nicht nötig, da dann das Feld inhaltlich vollständig abgedeckt ist. Das muß hier vielleicht nachgewiesen werden:

Den Anstoß zur ersten Differenzierung bildet der *Frage-Vektor*. Das ist ja nicht nur eine abstrakte Richtung, sondern ein spezifischer Inhalt (*beispielsweise*: Veränderung, Prozeßsein). Durch diese Ordnung werden alle Prozesse umfaßt, die überhaupt möglich sind, potenziell wie aktual. Begrifflich gefaßt ergibt sich so eine logische Klasse der relationalen Bezüge (‘Typ 1’), nämlich der betreffenden Ordnung in sich selbst (im Falle der Prozessualität: *Prozeß*-Sein als solches, nicht etwas anderes). Es ist also eine Relationalität der Gleichheit im Nebeneinander. Die *erste Polarisierung* ist die erste Anwendung des Frage-Inhalts auf sich selbst und führt zu einer zweiten Relationalität (‘Typ 2’) als explizite Ausfaltung der Ordnung dieses Inhalts, d.h. als ein Offenbaren ihrer Spannweite als Extreme ihrer Wesensart (das Beispiel ‘Prozeßsein’ wird zu ‘Form’-versus-‘Stoff’). Hier gilt also eine Relationalität der totalen Entäußerung, des Auswählenskönnens (oder -müssens) aus der Sammlung des großen Aufgelöstseins. Jedes ‘Ding’ ist seine eigene Kombination. Die *zweite Anwendung auf sich selbst* führt zu einer Relation (‘Typ 3’), wo die Wesensart der Ordnung in sich selbst ‘aufgehoben’ ist (um den hegelischen Term zu verwenden). Es ist also wieder eine Relationalität der Gleichheit im Nebeneinander, nun aber in expliziter Verbundenheit. In der Seinsweise des Aufgehobenseins konvergiert alle

Geordnetheit, und Ordnung kann nicht mehr als gemäß sich selbst geordnet sein. Es ist also mit Gewißheit wißbar, daß die begriffliche Ordnung, die durch eine solche Tetrade aufgespannt ist, eine Letztlichkeit in sich birgt, die mit der Eigengesetzlichkeit aller anderen Tetraden (auch der potentiellen) in der organischen Ganzheitlichkeit *konvergiert* — in etwas, was wir als die ‘Seinsordnung’ bezeichnen können, die durch ein Bewußtwerden zur ‘Lebensordnung’ gemacht wird. Im Falle der Prozessualität ist deshalb mit Gewißheit wißbar, daß z.B. eine Physik auf dieser Basis das Lebendige klar umfassen kann. — Die anthroposophische Leserschaft kann sich an Steiners Hinweise auf die Dreidimensionalität von Raum erinnern; offenbar ist das nicht nur eine physische Sache.

Der Wert der dergestalt generell auffindbaren Kategoriensysteme liegt in der *heuristischen* Dimension, die sie eröffnen: Sie bieten keine direkten Objekt-Prädikate, sondern zeigen an, *nach was* für das Begreifen genau *zu suchen* ist (z.B. phänomenologisch, goetheanistisch, etc.). Jedes solche kategoriale System ist aus dem jeweiligen Frage-Inhalt heraus entfaltet und kann somit der Einheit des Befragten innerhalb dieses Frage-Vektors vollumfänglich gerecht werden. Diese intrinsische Einheit ist im Beispiel ‘Prozessualität’ faßbar durch die klar formulierbaren Gleichgewichtsbedingungen, die die Entität existenziell bestimmen. Das Lebendige regelt diese Gleichgewichtsbedingungen nach Maßgabe seiner Bewußtheit von innen und ist nach Maßgabe seiner Unbewußtheit denselben äußerlichen Einflüssen unterworfen wie Unbelebtes. Aber man kann auch andere Grundpolaritäten ausarbeiten als ‘Form’ und ‘Stoff’. Zum Beispiel regelt in Kants Frage nach den *Bedingungen für das Erkennen* zwischen ‘Wahrnehmung’ und ‘Begriff’ der *Denk-Akt* sein Erkennen frei durch seine Stellung gegenüber seinem Gegenpol, dem leiblich vorgegebenen *Bewußtsein*. Saussures Frage nach dem *Wesen des Zeichens*, welche ihn zum ‘Bezeichneten’ gegenüber dem ‘Bezeichnenden’ führt, ist relevant für die Kommunikativität; dort ordnet das Bezeichnende (das Zeichen) die Vorgänge (das sind Sachbereiche, die in der strukturalistischen und poststrukturalistischen Debatte erörtert werden, konkret z.B. von der Lacan-Schule der Psychoanalyse).

Die mit diesem Ansatz auffindbaren Ordnungsformen stehen mit keinen erkannten oder künftig auffindbaren Gesetze der Natur- oder Sozial-Wissenschaften im Widerspruch, sondern bilden dafür einen *neuen und prinzipiell integrativen Rahmen*. Darüber hinaus sichert dieser Ansatz den Umgang mit Ganzheit und Gewißheit. Ganzheit kann wirklich *vom Ganzen her gedacht werden* (nicht wie in den Teil-Holismen, welche die heutige Debatte kennt), während Gewißheit gewährleistet ist durch die *inhaltliche Ausgewogenheit* der in Anschlag gebrachten Kategorialität. Für die *Motivbildung* bildet die Grundhaltung des Fragens qualitativ einen ganz anderen Nährboden als das Urteilen. Mir scheint, Steiner habe solches im Auge gehabt, aber so noch nicht ausexpiziert.

Wesentliches verläuft letztlich nur in der Sprache der Intelligibilität. Demgegenüber ist die Physik typisch eine jener Disziplinen, die ihren Diskurs auf die Sprache der Manipulabilität reduziert haben und gehofft haben, damit ließe sich alles Nötige herausfinden. Von Masse und Bewegung, Geschwindigkeit und Beschleunigung zu Ort und Impuls bis Ladung und Spin sind

immer beobachtungs-orientierte Begriffe leitend gewesen. Sie können im Ganzen nicht anders als zu Perspektivgebundenheiten führen. Die intelligibilitäts-orientierten Begriffe hatten in der Physik immer schon einen schweren Stand — ‘Kraft’ beispielsweise, oder ‘Gesetz’. Da selbst krasses Herrschen- und Manipulierenwollen noch ein Quentchen Begreifen erheischt, tragen auch die heute verwendeten physikalischen Begriffe noch Aspekte einer Intelligibilitätssuche in sich, wenn auch nicht in systematisch völlig gekläarter Art und Weise. Darum lassen sich die verschiedenen Basistheorien der Physik nicht kompromißlos vereinigen (im rb6 habe ich dies thematisiert und sprach von einem ‘Standpunkt von Nirgendwo’, ein Ausdruck und Buchtitel von Thomas Nagel). Früher war der Unterschied gebräuchlich von Phronomie und Mechanik: erstere eher auf Intelligibilität ausgerichtet, letztere auf Manipulabilität. Später hoffte man, im Greifbaren alles Nötige für Objektivität finden zu können. Aber wenn es interpretiert wird als der Sache äußerlich gegenüberstehen zu müssen, wird das Wesentliche preisgegeben. Es liegt darin, daß die Kategorialität so gewählt werden muß, daß sich Ganzheit und Gewißheit finden lassen. Das Denken muß *sich mitbewältigen*. Dort liegt die eigentliche Objektivität, als Quell zum Freiwerden von Perspektivgebundenheiten. Dabei muß auch die Perspektive des Messens überwunden werden. Nicht zufällig bietet die Natur keinerlei Grundmaß an, weder für die Rede noch für die ‘Dinge’; auch die Planck’sche Konstante oder die Lichtgeschwindigkeit sind nicht Absoluta, sondern Früchte des Messenwollens. Jede Metrik setzt eine Vergleichsbasis voraus, als Maß oder als Handlung, die der Mensch setzen muß. Das alles zeigt keine absolute Grenze, sondern *unser vollständiges Impliziertsein* — viel vollständiger als es die Theorien besagen, die aus äußerlichen Beschreibungen stammen. Die Strenge der Quantentheorie, die das Kleinste zu fassen sucht, führt an der Null-Grenze dazu, den Beobachter bzw. das Meßinstrument als ‘irgendwie’ in den Meßprozeß eingewoben betrachten zu müssen. Aber innerhalb der Sprache des Messens kann der springende Punkt nicht erreichbar werden. Denn jede Anordnung und jedes Experiment, das innerhalb der Sprache des Messens beurteilt wird, kann nur wieder diese Sprache als korrekt bestätigen — und doch läßt sich innerhalb ihres Formalismus allein noch nicht entscheiden (siehe Finsler, Gödel, Cohen, ...), ob man sich in einer *self-fulfilling prophecy* oder im Absichern der Theorie befindet. Keine empirische Bestätigung kann streng universelle Gesetze sichern, weil schon die Datenmenge begrenzt ist, vor allem aber, weil das letztlich Entscheidende immer von grundbegrifflicher (d.h. kategorialer) Natur ist. Wenn man dieses Faktum vernachlässigt, bleibt man ewig im Stückwerk. Offenbar redete ich in rb6 von diesen Zusammenhängen nicht so, daß Florian Theilmann sie so erkennen konnte, wie ich sie gemeint hatte (wie seine Replik zeigte). Deren Wichtigkeit ergibt sich, wenn man sich etwa die Debatte in der Kosmologie oder um das anthropische Prinzip anhört — wo z.B. allen Ernstes die Rede davon ist, es würden sich ‘Naturgesetze’ verändern wie die Feinstrukturkonstante oder die Lichtgeschwindigkeit. Man spürt da, wie Notation und Sache vermischt wird, alles Konstante ‘Gesetz’ nennend. Es ist eine Frucht der Nichtunterscheidung von Beobachten und Begreifen.

Dies führt zurück zum Kraft-Begriff. Steiner verwendet ihn, wie auch auf der Einladung vermerkt, eher unspezifisch. Das ist nicht verwunderlich, wo er doch letztlich nur als Idee

zwecks Intelligibilität sinnvoll ist und gerade nicht als etwas Erscheinendes wie etwa die drei bzw. vier Grundkräfte, die man deshalb auf eine Grundkraft reduzieren möchte — was aber im Erscheinenden nicht gelingen kann (wie vielleicht anhand des bisher Diskutierten klarer wird). Zudem ist eben ‘Kraft’ nur im Verbund der anderen drei Intelligibilitätshilfen sinnvoll — also (aus der Perspektive der Prozessualität) zusammen mit dem Prinzip ‘Naturgesetz’ (alias Ur-Phänomen) und den beiden Gleichgewichtsbedingungen — wie sie material als ‘Bedingungen der Statik’ erscheinen (damit ein ‘Etwas’ Bestand habe, sich nicht in Prozeß auflöse: ‘Kräfte im Gleichgewicht’ bedeutet *nicht* Kraftlosigkeit, da ja die Spannungen in der Materie bestehen; siehe z.B. George Adams in ‘Kräfte in Raum und Gegenraum’, S. 163 in der Ziegler-Ausgabe — während es materiell ist, d.h. letztlich auf dem Fundamentalgleichgewicht des Materie-Seins beruht) und ideal als ‘inhaltliche Bedingungen der Logik und Mathematik’ (z.B. müssen bei einer Aussage ‘ S ist p ’ oder einer mathematischen Gleichung die Term-Inhalte im Gleichgewicht stehen, damit die jeweiligen materialen Bedingungen begrifflich adäquat gespiegelt sind).

Das praktische Potenzial des Denkansatzes

Je nach Leseweise kann der Eindruck entstehen, beim hier Dargestellten handle es sich um etwas äußerst Abstraktes, das erst noch eines Nachweises seiner praktischen Anwendbarkeit bedarf. In Sachen Anwendung lohnt es sich aber, sich zu vergegenwärtigen, daß wir *andauernd in der Anwendung stecken*: wir richten pausenlos unsere Aufmerksamkeit auf das, was wir für richtig halten. Auch die Wahl, sie *nicht* zu richten, ist eine Wahl. Man überläßt dann zufälligen Ideen das Szepter. Wir verwirklichen immerfort Weltbilder. Die Frage ist also eher, ob wir uns über unser Weltbild im Klaren sind, unserer Anwendungsformen bewußt, und ob das jeweilige Weltbild sich grundsätzlich zur Anwendung auf sich selbst eignet, volle Selbstreferenz zuläßt. Daß sich Weltbilder unter dem Einfluß des Bewußtseins ändern können, sollte nicht erstaunen.

Diese Auffassung von Anwendung entspricht wohl nicht der alltagsüblichen Vorstellung. Oben haben wir kurz berührt, daß die heute übliche Form der Alltagsgestaltung eine enorme Fragmentierung des Bewußtseins zur Folge hat. Wenn diese zur Norm wird, kann der Begriff von Anwendung sich nur noch auf perspektivisches Tun erstrecken — etwa als ‘wissen, wenn ich A tue, geschieht B ’. Das ist prinzipiell die Struktur des Einwirkenwollens, des *Urteilens* — die wir in Kontrast gestellt hatten zur Struktur des *Fragens*. Im Gestus ist es der Unterschied — um es mit einem Steiner-Wort zu sagen — von Drücken versus Saugen. Oben wurden kurz einige Ansätze erwähnt (von Russells / Frege und Finsler / Gödel bis Derrida und Lyotard), die aus sehr unterschiedlichen Voraussetzungen heraus zu den entsprechenden Folgen führen. Der Witz daran ist nicht die Unterschiedlichkeit von Voraussetzungen und Konsequenzen, sondern ihre Gleichheit insofern sie alle, wo sie von Voraussetzungen ausgehen und daraus ein System argumentiv urteilend aufzubauen versuchen, ungeachtet ihrer Unterschiede *nolens volens* in der entsprechenden Unvollständigkeit und Perspektivgebundenheit enden. Mit den Grundtheorien der Physik geschieht dasselbe. Das ist das prinzipielle Schicksal des Drückens statt Sagens, als Ergebnis von Anwendung: ‘Turmbau zu Babel’. Erst eine kompromißlose Systematik des

Saugens statt Drückens macht von diesem Schicksal frei. Ob die Vollständigkeit der Offenheit zuerst im Ideellen ansetzt und Kategorien findet, oder erst lückenloses Beobachten üben läßt, ist Temperamentssache. Wichtig ist, daß am Ende strikt das Ganze gefaßt sei — was zugleich die Ganzheit von sich selbst tangiert: das Aufgreifen des ‘ganz Anderen’ von sich selbst.

Das Anwendenwollen sollte sich also die Frage gefallen lassen, ob es dabei eigentlichsaugen oder drücken will — was genau der Unterschied zwischen den Sprachen der Intelligibilität und der Manipulabilität ist. Die praktische Anwendbarkeit im üblichen Sinne ist also eine winzige Teilmenge allen Anwendenkönnens. Es wäre m.E. nicht klug, sich nur auf diese Teilmenge zu beziehen (obwohl das heute die Norm ist). Der von mir vorgeschlagene Ansatz verunmöglicht keine perspektivischen Anwendbarkeiten, sondern er setzt das Anwenden in eine universelle Ordnung. In der heutigen Praxis muß durch Wahrheitstheorien und Ethik der einst verlorene Ganzheitsbezug nachträglich hineingeflickt werden. Solche Umwege sind durch kompromißloses Systematisieren des Saugens statt Drückens zum vornherein vermeidbar. Es braucht dann keine ‘Lösungen’ für eigentlich aus unbedachtem Anwenden selbstgebastelte Probleme.

Vielleicht sollte ich dennoch einige perspektivische Anwendbarkeiten des neuen Ansatzes hier auflisten. Johannes Kühl machte mich beim Bedenken des Prozeß-Ansatzes aufmerksam auf seine Anwendbarkeit auf die Lebensdauer von Teilchen in der Physik (Halbwertszeit von Isotopen). Da zeigt sich die Ordnung in der Natur, die bei Ungleichgewichten einen Ausgleich nach sich zieht. Diese Ordnung regelt auch die Elektrizität (Elektron-Proton-Gleichgewicht). Das Gesetz des Ausgleichenmüssens ist in der Tat fundamental. Es läßt begreifen, weshalb die Natur keine Sinnesorgane für jene Kräfte-Ungleichgewichte ausformt, die in ihr nicht auftreten. Wenn der Mensch solche erzeugt, muß er die Messinstrumente selber bauen und die Folgen tragen (z.B. Elektromog). Da der hier vorgeschlagene Ansatz auf einer Art des Bildens von Kategorienstrukturen beruht, von denen jede in einer strengen begrifflichen Ausgewogenheit steht, ermöglicht er sicheres Wissen selbst an jenen heiklen Stellen. Kürzlich hat ein Kollege an der Uni ihn für eine Analyse in der Kunstgeschichte verwendet (es ging um die Problematik von Original und Abbild). Ich selber habe ihn mit dem Prozeß-Ansatz auf eine Grundfrage der Physik angewendet (Masse-Begriff, der aus der heute üblichen Perspektive bekanntlich etwas paradox ist) und eine Grundfrage der Biologie (wie ist Leben als Prinzip zu begreifen, nicht nur in seinen Erscheinungsformen; dies umfaßt auch einen Versuch, das Materie-Sein ohne die üblichen Paradoxien zu begreifen). Diese letzten zwei sind publiziert (siehe rb6). Aber das sind für mich weniger interessante Anwendungsformen als jene auf das Wesen ‘Mensch’.

Es wird hoffentlich diese Leserschaft nicht erstaunen, daß eine Physik des Lebendigen an ihrem lebendigen Ende interessanter ist als am toten Ende. Das meint nicht nur lodernde Ideen, sondern ist praktisch relevant. Mit Goethe: “Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann.” Schon die erwähnte Fragmentierung des Bewußtseins durch unseren Alltag können wird nur durch eine Anwendung der Inhalte dieses Ansatzes überwinden. Wir können uns vor dem Zerfallen nur bewahren, indem wir — bewußt oder ‘instinktiv’ — das Gesamtgleichgewicht

unserer Ganzheit ('Leib und Seele') wieder finden. Dazu folgen wir ('instinktiv' oder bewußt) den Inhalten dieses Ansatzes: eine Ordnung wird gewählt, durch den Willen vollzogen, an den Gleichgewichtsbedingungen orientiert. Dies bewußt zu tun, ist ungleich effizienter als ein mehr oder minder zufällig-tierhaftes Dasein zu fristen. Wer sich die Wahl und die Mühsal vorerst sparen und sich von zufälligen Ideen leiten lassen will, wird früher oder später den unbedacht zugelassenen Strukturen begegnen. Für den Umgang mit solchen ist es sehr nützlich, sich der kompromißlosen Systematik des Saugens statt Drückens bewußt zu sein. In Kreis meiner Bekannten haben sich schon diverse obsessionale Beschwerden so aufgelöst. Eigentlich ist das Verfahren einfach, aber es braucht meist einige Geduld: dem Drängenden zu begegnen wagen, es als Inhalt ins Bewußtsein aufnehmen (statt sich davon blind drängen zu lassen), die Idee des übergeordneten Gesamtgleichgewichts wahren. Durch das Immer-'sehender'-Werden als neue Konstante wird die Abhängigkeit von der nötigen 'Dosis' allmählich bis auf Null abgebaut. So wird der Zwang abgelöst, sich selber überlassen; Steiner spricht von 'aushungern'.

Durch die Brille dieses Ansatzes gesehen ist es z.B. nicht verwunderlich, daß Säuglinge ganz im Zustand des Saugens (und nicht des Drückens) sind. Da spricht sich die Seinsordnung (als Abhängigkeit vom Umfeld) und das Streben hin zur Lebensordnung (als 'Lauschen') ganz direkt aus. Als Ausdrucksmittel steht ihnen nur Abwehr zur Verfügung: sie können nur die Abweichungen vom Idealgleichgewicht durch Schreien signalisieren. Unter der Aegide des hier vorgelegten Ansatzes wird man ganz anders mit Säuglingen und Kleinkindern umgehen als oft üblich. Eben erzählte mir ein Freund aus Ägypten, wie das dort zu- und hergeht. Da kommt z.B. nach der ersten Lebenswoche eine Art Weihefrau mit einer Schelle und einem großen Sieb, bimmelt dem Winzling in brüllender Lautstärke ins Ohr ('zum Leben erwecken'), legt ihn ins Sieb und läßt ihn ein paarmal aus etwa einem halben Meter zu Boden fallen ('Samenkorn'). Das ist nur eine Episode von vielen; sie zeigt den *Stil* ('Drücken statt Saugen'). Sobald ein Baby unruhig wird — wozu es ja allen Grund hat — wird es massiv hin-und-her bewegt (nicht sanftes Wiegen, sondern eigentlich 'Schütteln'). Das ist im ganzen Mittelmeerraum üblich und wird nun auch bei uns Mode. Aus der Psychoanalyse weiß man empirisch, daß die Erlebnisse der ersten Lebensperiode die entscheidenden sind für die Ausbildung der Charakterzüge. Kein Wunder also, daß Säuglinge in solchen Umfeldern nur durch seelische Gegenwehr überleben können — mithin Machos werden *müssen*. Man hält das dann für Stärke. Es ist wohl sinnvoll, nebst der Empirie (die sagen kann, *daß* etwas so ist) noch ein Theorie zu haben, die es aus der Gesamtordnung herleitbar macht (d.h. zu erklären erlaubt, *warum* es so ist) — oder umgekehrt einen Ansatz, den anzuwenden keine unsinnigen Folgen nach sich zieht.

In früheren Zeiten mußten andere Metaphern dazu dienen, diese Inhalte anzudeuten. In der Bibel beispielsweise wurde das '*dominium terrae*' (Genesis 1.28) exegetisch zum Zankapfel, weil es immer wieder materiell ausgelegt wird. Es kann genau so gut metaphorisch ausgelegt werden aus seinem Kontext ('Fruchtbarkeit und Vermehrung'): 'werdet völlig Herr über euer Fleisch, eure Kräfte zum Umgang mit Luftigem, Flüssigem und Erdigem'. Das ist erst erreicht, wenn die adäquaten Kategorien gebildet sind. Wie wir bis hierher erkennen können, bieten die

heute üblichen Vorgehensweisen dafür noch keine Gewähr. Andererseits ist jedes Baby reines Horchen, 'weiß' genau, was es braucht, hat aber keinerlei Begriffs- und Verbalsprache, sondern nur die *Negation* als quasi-sprachliches Ausdrucksmittel. Entscheidend für das Entwickeln der Kategorialität — förderlich oder hinderlich — ist die *Position* des sozialen Kontextes.

Und wenn wir schon bei den biblischen Bildern sind, die helfen sollten, diesen Kontext zu gestalten: es ist zu vermuten, daß die real relevanten Ordnungen des Seins und des Lebens dort als begriffliche Strukturen 'Baum der Erkenntnis' und 'Baum des Lebens' heissen. Denn 'Eva' und 'Adam' konnten nur von etwas 'essen', das nicht reines Gesetz ist, sondern eine Form der Verwirklichung. Von dann weg mußten sie die Konsequenzen des Halbwissens ausbaden und vom fragmentierenden Urteilen zum integralen Saugen zurückfinden. Das ist keine Bestrafung, sondern bloß eine Konsequenz. Der hier umrissene Ansatz nützt also auch in dieser Frage.

Florian Theilmann hat in rb6 den 'Standpunkt von Nirgendwo' als seltsame Idee verworfen. Sie ist es tatsächlich innerhalb aller Denkformen und Ansätze, die letztlich auf einer Urteils-Basis operieren (Drücken) — aber das ist nicht die einzige Möglichkeit, vorzugehen. Gewiß ist Saugen nicht üblich; dennoch ist es der einzige Pfad, auf dem die Seinsordnung nicht einäugig angegangen wird ('Goliath'), was sich im jeweiligen System am Ende als Unvollständigkeit und Perspektivgebundenheit äußert. 'Standpunkt von Nirgendwo' bedeutet nur, (a) auf Urteils-macht zu verzichten ('David'), um so um die Relativität des Perspektivischen zu wissen, und (b) die prinzipielle Möglichkeit der Konvergenz alles Perspektivischen zu kennen, wenn es denn bis zu seinem letzten Grund ausgelotet wird. Klar können Seins- und Lebens-Ordnung — wie jede Eigengesetzlichkeit — niemals erschöpfend formalisiert werden. Aber durch die aktive Selbst-Assimilation an die Seins-Ordnung kann diese allmählich klarer werden im eigenen Bewußtsein; dadurch wird die Lebens-Ordnung aktualisiert. Darum kann Christus mit Fug und Recht sagen 'Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich' (Joh 14.6). All das ist Anwendung des Saugens, keineswegs abstrakte Theorie.

* * *

Das wollte ich in aller Kürze vorlegen. Wer Lust auf Genaueres hat, möge sich diskutierend beteiligen (E-mails). Wie vielleicht bis hierher erkennbar wird, folgen aus dem Verbleiben in der Sprache der Manipulabilität immer Probleme — auch wenn sie nicht auf Anhieb als Probleme erkannt werden. Die eigentlich gewünschte Intelligibilität wird da *nicht mit völliger Gewißheit* und *nicht vollständig* erreichbar. Gerade in einem Ansinnen, die Grenzen des üblichen Formen des Wissens zu überschreiten, sollten diese Zusammenhänge in Betracht gezogen werden. Mir scheint Verständnisprobleme seien primär eine Frage der adäquaten Ausdrucksform; sie gelingt nicht immer auf Anhieb und zudem sind die Bedürfnisse personen- bzw. personengruppen-spezifisch. Man muß sich aneinander sachlich reiben, bis Spreu und Weizen geschieden sind.

Mit herzlichem Gruß



Alec Schaerer